

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 10 (1942-1943)  
**Heft:** 6

**Rubrik:** Kleine Rundschau

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 29.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# KLEINE RUNDSCHAU

---

## Deutscher Geist

Herausgegeben von Oskar Loerke. S. Fischer Verlag, Berlin

Jacob Grimm bemerkt in seiner Vorrede zur deutschen Grammatik, dass man den Wandel gewisser Wörter, das Abschleifen der Formen der Sprache, von fünfzig zu fünfzig Jahren ziemlich wahrnehmen könne. „Von diesem langsamen, ruhigen Gang unterscheide ich aber den durch äussere Ursachen herbeigeführten und beförderten Verfall der Sprache. Bei edlen, blühenden Volksstämmen scheint sie gleichsam still zu stehen, wenigstens geschieht die Bewegung ganz verdeckt in dem grossen Gleichgewicht des Ganzen selten störend. Die Sprache verwilderter Stämme schwankt dagegen in ungleicheren, schnelleren Schwingungen. „Niemand wird bestreiten, dass die abendländische Menschheit, wenn auch vorläufig noch im Rahmen der Organisation, einen vor kurzem kaum vorstellbaren Grad der Verwilderung erreicht hat, und wir wissen auch um die „äusseren Ursachen“. Eine Verwilderung der Sprache des deutschen Schrifttums war jedoch festzustellen lange vor der heutigen deutschen Umwälzung. Das neue Regime versuchte sogar, gegen das, was ihm als „undeutsch“ erschien, anzukämpfen, nur nicht auf gültigen sprachkritischen Grundlagen, sondern in vorwiegend politischer Tendenz. In einer noch durchaus aktuellen Vorrede, die Hugo von Hofmannsthal um 1927 geschrieben, bemerkt dieser, dass es den Deutschen an „einer mittleren Sprache, nicht zu hoch, nicht zu niedrig“, mangle. Die Nation sei in ihrer Verkehrssprache nicht immer zu finden. Sie sei es nur in ihren hohen Sprachdenkmälern und in den Volksdialekten. Hohe und höchste Prosa hätten nur die Meister geschaffen (Hingewiesen wird auf Hölderlins Briefe der späten Zeit, auf das Ende von Goethes „Wanderjahren“, auf Weniges bei Novalis). „Weit darunter ist die Region, in der wir leben. Unsere höchsten Dichter allein, möchte man sagen, gebrauchen unsere Sprache sprachgemäss — ob auch Schriftsteller, bleibt schon fraglich. Die Zeitung, die öffentliche Rede, die Fassung der Gesetze und Anordnungen, all das ist in seiner Sprache schon verwahrlost...“ „Die Rückwirkung dessen auf die Nation ist gefährlich, ja verderblich; aber es spricht ja daraus auch schon der Zustand der Nation selber, jenes fieberhaft Unruhige und zugleich Gefesselte, Dumpf-Aengstliche“. Dem folgen einige prophetische Sätze über die damalige europäische Geistesverfassung im allgemeinen. Kennzeichnend sei für

sie die ausschliessliche Verhaftung an das Sinnliche, die Vergötzung der „Gegenwart“. „Allem höheren Denken immer lag das Wunder in der Gemeinschaft des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen, im Fortleben des Toten in uns, dem einzig wir danken, dass die wechselnden Zeiten inhaltvoll sind...“ „Die Sprache ist ein grosses Totenreich, unauslotbar tief; darum empfangen wir aus ihr das höchste Leben“. Dem jetzigen sich autonom gebärdenden Augenblick, der die Sprache zu niedrigsten Dienstleistungen zwingt oder dann sie knebelt, muss das eine entlegene Betrachtungsweise scheinen, während es uns anmutet, als sei eine endlose Zeit vergangen, seit wir zuletzt ein wohlgeratenes, freimütiges oder wahrhaft sachliches Deutsch vernommen. Solches gab es doch einmal, wir wollen es nicht vergessen. Wie um das zu beweisen, und zur rechten Zeit legt uns der Verlag Fischer ein „Lesebuch aus zwei Jahrhunderten“ hin, in zwei Bänden, von 975 und 761 Textseiten, umfassend 122 Prosastücke. Noch ist daran zu erinnern, dass einer derartigen Sammlung in einigem vorgearbeitet worden war. Hugo von Hofmannsthal hatte in den Jahren 1922 und 1923, in zwei Bänden, sein „Deutsches Lesebuch“, eine Auswahl deutscher Prosastücke aus dem Jahrhundert 1750—1850 erscheinen lassen. Unter den achtzig darin mit Aufsätzen, Reden, Fragmenten, Briefen vertretenen Verfassern treffen wir keineswegs nur dichterische Genien obersten Ranges; es sind ausser diesen Staatsmänner, Kunstgelehrte, Philosophen, Geschichts- und Sprachforscher, Diplomaten, die das Wort haben, ferner ein Musiker, ein Maler und vier Frauen: Goethes Mutter, Bettina Brentano, Karoline von Günderode und Annette von Droste-Hülshoff. Mit „vorgearbeitet“ wollte nicht gesagt sein, Oskar Loerke, der Herausgeber des neuen Lesebuches, habe diese ältere Sammlung ausgiebig benützt. Die gleichen Stücke, die Hofmannsthal wählte, treten bei ihm nur in wenigen Fällen wieder auf. Aber Hofmannsthal dürfte durch sein Vorgehen ermutigt haben, über das Literarische hinaus so Vieles von wissenschaftlichem, gesamtgeistigem Belang einzubeziehen. Schon der Titel der neuen Darbietung betont, dass es dem Sammelnden um das Aufzeigen von noch anderer als dichterischer und literarischer Leistung zu tun war; Fülle, Ausmass und Vielfalt des Ganzen setzen in Staunen. Mit Winckelmann, Leonhard Euler, Justus Möser, Klopstock beginnend, schliesst es mit Rudolf Alexander Schröder und mit Norbert von Hellingraths 1915 an der Front verfasstem Vortrag über Hölderlins Wahnsinn. Der Westpreusse Oskar Loerke ist kein beliebiger Philolog. Er ist, neben anderm, der Verfasser des in einem gedrungenen gesättigten Stile darstellenden Romans „Der Oger“ und der eigenwilligen, sinn- und formstarken Gedichtbücher „Pansmusik“, „Atem der Erde“, „Wald der Welt“. Man konnte ein trefflich sichtendes Ohr und eine freudig dienende Akribie von ihm erwarten. Seine Einleitung, selbst ein Stück zuchtvoller vorbildlicher Prosa, ist zugleich Rechenschaftsbericht. Zu gestalten war: „Ein Essaywerk in dem die Phantasie immer mit der Realität verbündet bleibt“. Dass der Sprachform die Aufmerksamkeit zugewendet sein solle, war nur eine Voraussetzung. „Die Sprache näm-

lich, ein viel älteres Gewächs als wir insgesamt, weiss viel bessere Definitionen aller grundsätzlichen Dinge, als wir sie mit sprachfernen eigensinnigen Abstraktionen zustande bringen." Es war erkannt worden... „dass eine auf lange Sicht unzerbrechliche Sprachform sich in keinem Geiste einfindet, der etwas nur Vorläufiges oder Undeutliches zu sagen hat", aber „es handelt sich hier nicht um Dichtungen, Malereien, Bildwerke, sondern um Gedanken über die Schatz- und Kornkammern des Menschlichen". Die Lektüre sollte für den Leser eine Art Zwiesprache sein, die einzelnen Aufsätze waren auch auf ihr Ansprechendes hin geprüft worden. Er, der Leser... „hört den Künstler sich deutlich und vernehmlich machen, ohne selbst ein Künstler zu sein, er darf hinter dem Feldherrn in dessen Geländekarten blicken, er darf mit dem grossen Geographen gleichsam den Erdball in Händen wägen, er darf sich für eine Weile die Methoden des Physikers, Chemikers, Zoologen, Entomologen sogar, des Sprachforschers, Mediziners und Juristen zu eigen machen; der Volkswirt, Historiker, Aesthetiker, Psychologe und Musiker teilen ihm mit aus der Fülle, nicht aus den Abfällen; er darf sich unter die Weisen mischen... er wird ein Gefühl empfangen, als wäre gerade er erwartet worden und sollte angesprochen werden." Am Ende dankt der Herausgeber allen Anregern und Mitarbeitern, zuerst Peter Suhrkamp, der zu jedem Stück die knappe, höchst lebendige biographische Einleitung verfasste, und Karl Korn, für die Hilfe bei der Beschaffung des Materials. — Nur eine Anzahl weniger bekannter Aufsätze können an dieser Stelle aufgezählt werden, sie werden für manchen eine Ueberraschung sein, so: Leonhard Euler: Vor den mathematischen Wissenschaften, Justus Möser: Harlekin oder die Verteidigung des Grotesk-Komischen, Klopstock: Von der heiligen Poesie, Ch. M. Wieland: Philosophie als Kunst zu leben und Heilkunst der Seele, Ch. F. Daniel Schubart: Vom musikalischen Ausdruck, Christian Salzmann: Plan zur Erziehung der Erzieher, J. P. Hebel: Der Spaziergang am See, C. F. v. Kielmeyer: Die Verhältnisse der organischen Kräfte untereinander, W. v. Humboldt: Ueber das vergleichende Sprachstudium, Hegel: Gott in der Weltgeschichte, A. v. Humboldt: Ueber seinen Versuch, den Gipfel des Chimborazo zu ersteigen, Karl v. Clausewitz: Der kriegserische Genius, Achim v. Arnim: Von Volksliedern, Joh. Nikolaus Forkel: Johann Sebastian Bachs Klavierspiel, Carl Gustav Carus: Ueber den Schlaf. Aus dem zweiten Band: Ch. W. Hufeland: Lebensdauer der Pflanzen, E. Th. Hoffmann: Alte und neue Kirchenmusik, Karl v. Raumer: Ausbildung der Sinne, Friedrich List: Arbeit- und Arbeitsteilung, Justus v. Liebig: Ueber das Studium der Naturwissenschaften, E. v. Feuchtersleben: Die Gegensätze im Leben, H. v. Moltke: Der Türkisch-Aegyptische Feldzug 1839, Viktor Hehn: Naturformen des Menschenlebens bei Goethe, Gustav Freytag: Folgen des Dreissigjährigen Krieges, R. v. Jhering: Der Kampf ums Recht, Gottfried Keller: Jeremias Gotthelf, Ferdinand Gregorovius: Das Bourbonenschloss Casarta, Ewald Hering:

Ueber das Gedächtnis, Karl Hillebrand: Die Werther-Krankheit in Europa, Jakob v. Uexküll: Das Tropenaquarium, C. L. Schleich: Die Hysterie — ein metaphysisches Problem, Max Weber: Vom Beruf der Wissenschaft. — Von Dichtern wären, ausser den bereits genannten, noch die Namen anzuführen: Goethe, Schiller, Uhland, Grillparzer, Stifter, M. Claudius, Mörike, Otto Ludwig, Jean Paul, Hölderlin, Novalis, Tieck, Brentano, v. Chamisso; von schweizerischen Verfassern: Johannes v. Müller, Pestalozzi, Salomon Gessner, Jacob Burckhardt, J. J. Bachofen. — Dass Kleists ans Wunderbare grenzende Stück über das Marionettentheater, Hebbels Wort über das Drama, und neben diesen Seiten von Fallmerayer und solche von Paul de Lagarde nicht fehlen, dafür wissen wir den Herausgebern besondern Dank. Verschiedene, an sich bedeutende, Autoren mussten wegbleiben, weil aus ihren Büchern keine Stücke zu lösen waren, „die ausserhalb ihres Zusammenhangs Rundung und essayistischen Reiz behielten“.

Siegfried Lang.

## Von welschen Briefen

Félix Bovet — René Guisan

Heuer werden dreissig Jahre verflossen sein, seit Edouard Claparède und Pierre Bovet das Institut Jean-Jacques Rousseau in Gené gegründet haben. Gerne wird man das lebendige Buch wieder zur Hand nehmen, in dem Bovet bei Anlass des zwanzigsten Jahrestages Grundgedanken, Grundwillen und vielfaches Gelingen dieses echten Genferwerkes geschildert hat.<sup>1)</sup> Aber auch der übrigen Arbeiten des vielverdienten Mannes wird man sich erinnern, der als einziger der drei Direktoren von Anfang bis zu diesem Tage an der Leitung teilgenommen hat. Ein weiter Weg von den philosophischen Leistungen der ersten Zeit zu den psychologischen und pädagogischen der spätern Jahre, von denen mehrere in fremde Sprachen, ja ins Griechische und Armenische übersetzt worden sind. Bovets Werk umfasst aber noch eine dritte Gruppe, die ihn jahrzehntelang beschäftigt hat und von der hier in Kürze die Rede sein soll. Durch die Sammlung und Sichtung der Briefe seines Vaters Félix Bovet und seines Freundes René Guisan hat der Sohn und Weggefährte zwei bedeutsamen Gestalten der welschen Schweiz ein Denkmal von dauerndem Wert aufgerichtet.

<sup>1)</sup> Pierre Bovet, *Vingt ans de vie*, 1932. (Delachaux und Niestlé, Neuenburg).

Félix Bovet ist dem Kenner Conrad Ferdinand Meyers als einer seiner welschen Freunde und Förderer längst begegnet. Er hat das Leben Zinzendorfs und die Geschichte des reformierten Psalters geschrieben, seine Reise ins Heilige Land anschaulich geschildert und die Stufenpsalmen (120—134) erklärt. Sonst ist er still seines Weges gegangen, hat in den wohltätigen Anstalten seiner Familie in Grandchamp bei Neuenburg, als Professor in seiner Vaterstadt und eine Zeit lang in Genf gewirkt. Am dauerndsten gab er sich im engsten Kreis aus, in dem sein Andenken im Segen geblieben ist, in der Familie, unter Freunden wie Secrétan, Amiel, Meyer. Kurz nach seinem Tode gab sein jüngster Sohn Pierre seine Jugendbriefe<sup>2)</sup> heraus. Darauf folgten aus Briefen und Tagebüchern geschöpft, die „Gedanken“, eins der ergreifendsten Denkmale innern Kampfes und stiller Selbstüberwindung, die uns überliefert sind. Zum dreissigsten Todestage folgten dann die Briefe aus der Zeit der Reife und des Alters.

Bernard Bouvier pflegte zu sagen, Amiels Leben könne niemand mehr schreiben, weil er es selbst in seinem Tagebuch endgültig festgelegt habe. Aehnliches mag für Félix Bovet gelten, nur dass hier nicht das Selbstgespräch, sondern die Zwiesprache die gemässe Form ist. Da verfolgen wir den jungen Neuenburger, wie er, der schon auf die Theologie verzichtet hat, in Berlin doch dafür gewonnen wird, von Neander begeistert ist, Schelling seine Philosophie der Offenbarung trotz lautem Hohn vortragen hört und die Revolution durch die Gassen schäumen sieht. Wir sehen ihn alle Prüfungen bestehen, das Amt aber ausschlagen, um die Freiheit des Geistes in aller Demut des Herzens zu wahren. Wir sehen ihn die Neuenburgerbibliothek verwalten, Französisch und Hebräisch lehren, erziehen, reisen, erzählen, trösten, leiden und am Ende siegen.

In seiner Heimat ist Bovet so wenig daheim wie Amiel in seinem Genf: ob sie auch beide immer wieder heimkehren. Wahr bleibt doch, dass Bovet in Port Royal, in Palaestina und in Griechenland zu Hause ist. Kindliche Herzensfrömmigkeit, natürliche klassische Formfreude und innerster Ernst sind eins in ihm.

Dieser Reichtum bedeutet freilich auch ein Seelendrama, dem wir mit lebendigstem Anteil durch Jahrzehnte folgen. Nicht allein der Widerspruch zwischen Vernunft und Glauben, sondern die Antinomien innerhalb der geschichtlichen Formen des Glaubens werden persönlicher Kampf. Bovet weicht ihm nicht aus, so gross sein Talent zu friedlichem Genusse des Lebens im Grunde wäre. Er ist Ireniker und hasst

<sup>2)</sup> Lettres de Jeunesse 1906. — Pensées 1909. — Lettres de Grandchamp et d'ailleurs 1933. Die Jugendbriefe sind bei Fischbacher in Paris, die spätern in Neuenburg (Baconnière), die „Gedanken“ in St. Blaise (Foyer solidariste) erschienen.

die Polemik, und doch weiss er aus Erfahrung, dass ohne Kampf kein Leben ist.

Am tiefsten führen die „Gedanken“, eines der persönlichsten Bücher unseres welschen Schrifttums. Aber die Briefe des Alters, viel umfangreicher und mannigfaltiger, sind notwendig zu ihrem Verständnis im lebendigen Zusammenhang.

Leben in Liebe ohne Streit um Worte war dieses freien und frommen Geistes Wunsch und Ziel: nicht weil er den Streit nicht verstanden hätte, sondern weil er ihn zu gut verstand. Er glaubte, aber kein Ausdruck des Glaubens schien ihm den Glauben zu fassen. Und er verbot es sich, an den Problemen vorbeizuschleichen, als wären sie darum nicht mehr da. So wach sein kritischer Sinn ist, erweist er sich im Grunde doch als positive Natur. Sobald er Amiel gegenüber steht, ihn ermuntert und berät, spürt man seine grössere Wärme und festere Geschlossenheit. Bei aller Aehnlichkeit der Männer, die sich Charles Secrétan verbunden und verpflichtet wissen, ist doch jede Persönlichkeit unverwechselbar. Und der Neuenburger hat neben dem Waadtländer und dem Genfer seinen eigenen Ton.

Der Unbefangenheit des Mannes entspricht es vollkommen, dass auch leiser Irrtum im Druck nicht ängstlich unterdrückt worden ist: höchstens die griechischen Akzente könnten ohne Schaden richtiggestellt werden. So schreibt Bovet an Conrad Ferdinand Meyer über Goethes Vers: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt“, das sei das schlimmste Wort, das je gesprochen worden. Hätte er verstanden, dass „der Herr“ im Prolog nicht im Streben den Irrtum sieht, sondern selbst das beste Streben vom Irrtum untrennbar weiss, so wäre er von Grund aus mit dem Dichter einig gewesen.

Durch eine Fülle von Beobachtungen, Erfahrungen, Bemerkungen wird sich der Leser angeregt und bereichert fühlen. Der grösste Wert der Briefe liegt aber in der reinen Luft, die sie atmen lassen, und in der stillen Kraft dieses zarten Gewissens, die im Leiden langer Jahre den lebendigen Glauben findet und bewährt.

## II

Denselben Dienst wie seinem Vater hat Pierre Bovet auch seinem Freunde René Guisan geleistet<sup>3)</sup>, der genau ein halbes Jahrhundert jünger war und — verwandt und verwandelt zugleich — die fromm-freie Tradition fortsetzt und eigenartig ausprägt. Auch Guisan studiert Theologie in der Heimat und in Berlin. Auch er verzichtet auf das geistliche Amt, weil er ein wörtlich bindendes Bekenntnis nicht ablegen und auf freie Forschung nicht verzichten kann. Sein späterer Weg ist dann freilich von dem Bovets verschieden gewesen. Nach

---

<sup>3)</sup> René Guisan par ses lettres. Zwei Bände. 1940. Lausanne (Concorde).

Jahren ausserkirchlicher Arbeit in der Bildung der Jugend wird Guisan nacheinander an die beiden theologischen Fakultäten des Waadtlandes berufen. An der freien und an der staatlichen lehrt er Neues Testament. Als Dekan beider ist er vor acht Jahren gestorben.

Der Mann, dessen Wesen Mitteilung war, hat kein Buch geschrieben. Selbst seine These über Schleiermacher ist nie fertig geworden. Er hielt sich für einen Menschen, der im Augenblick sein Wort angesichts der ewigen Wahrheit zu sagen habe. So viel er hat drucken lassen: es geschah im Dienst anderer. Er hat die grosse Waadtländische Kirchengeschichte Vuilleumiers mit Frank Olivier herausgegeben. Er hat die „Cahiers protestants“ ausgezeichnet geleitet. Aber wenn er heute noch selber zu uns spricht, so verdanken wir das wesentlich Bovet, der das Wort des Augenblicks aufgefangen und seinen dauernden Wert gerettet hat.

René Guisan begegnete den Menschen mit wundervoller Unmittelbarkeit. Er wendet sich an die verschiedensten Weg- und Werkgefährten, an seine nächsten Verwandten, seine Mutter vor allen, deren Leben er bis zum Tode geteilt hat, an seinen Jugendfreund Arnold Reymond, der die grosse Krise seines Lebens mit ihm durchlebt, an Dienstkameraden, Amtsgenossen, Studenten. Für jeden hat er seinen Ton und bleibt doch sich selber treu. In keinem Buch wird man so oft den Worten „admirable“ und „merveilleux“ begegnen. Uner-schöpflich ist seine Begeisterung: sie mahnt an Goethes Wort an Soret, das nichts von „nil admirari“ wissen will: „Ich habe Zeit meines Lebens immer alles bewundert“.

Das hat überall seine Grenzen. Auch Guisan weiss scharf zu unterscheiden. Aber allem aufrichtigen Leben ist sein Herz offen. Was er im Feld einmal schreibt: „je réalise mon humanité“, ist doppelsinnig. Aber der positive Sinn dominiert. Ueber den Grenzen der Menschheit steht ihr Heil: die Liebe.

Ihre ewige Macht hat er keiner starren Form geopfert. Manches einzelne Urteil, namentlich aus der Zeit des ersten Weltkrieges, liesse sich läutern und ergänzen. Guisan gab seine Wahrheit des Augenblickes: er verkrampfte sich nie. Er war immer auf dem Wege, ob auch das Licht des Zieles ihm aus den Augen leuchtete. So konnte er auch in seinen Widersachern Wahrheit finden und lieben. „Travailler, c'est bien; mais aimer, c'est mieux“.

Auch diese Briefe bergen ein Drama. Aber es wird nicht zur Tragödie. Der junge Guisan, der sein Amt nicht um den Preis unbedingter Aufrichtigkeit gewinnen will, verliert es zunächst und auf lange Zeit. Aber der Umschwung kommt auf der Höhe seines Lebens und übertrifft seine kühnsten Hoffnungen. Und aus dem Mut zum Opfer ist ihm die Kraft echter Autorität erwachsen.

So liegt in diesem anspruchslosen Leben ein Gleichnis, das uns nicht verloren gehen soll.

Diese Briefe bleiben Zeugnisse echter welscher Innerlichkeit aus verschiedenen Zeitaltern des letzten Jahrhunderts. Ihre Erhaltung ist ein Verdienst um die Geistesgeschichte unseres ganzen Landes.

Gottfried Bohnenblust.

### Gottfried Keller als Maler

Die vom Atlantis-Verlag in Zürich herausgegebene (fast lückenlose) Bildergalerie — Gottfried Keller als Maler, Gottfried Keller-Bildnisse — ist gleichsam des Dichters optische Lebensgeschichte, zu der er selbst den Kommentar geschrieben hat: im „Grünen Heinrich“ nämlich! Man erinnert sich oder schlägt es nochmals nach: Heinrich Lees Malerschicksale werden deutlich von zwei komplementären Kräften bestimmt; denn nach einem „ersten Versuch, eine gemalte Landschaft zu kopieren“, beginnt er „mit anhaltendem Fleisse“ „eigene Landschaften“ „aus dem Kopfe“ zu machen. Diese doppelte, schon in den ersten Kunstübungen zu konstatierende „Kunsteinsicht“ bleibt bis zum Schluss seiner Malertätigkeit wirksam: bis die erste über die zweite siegt, und er mit dieser endgültigen Wendung zur „gesunden Wahrheit“ zugleich auch der Kunst entfremdet wird, weil er erkennt, dass „fortgesetzte und fleissige Tätigkeit in lebendigem Menschenstoffe (als Beamter) doch etwas ganz anderes wäre, als das abgeschlossene Phantasieren auf Papier und Leinwand“. Mit paradigmatischer Deutlichkeit hat Keller diese beiden auch ihn selbst regierenden Prinzipien des „Spiritualismus“ und der „Naturfrische“, wie sie im Roman benannt sind, in den beiden Lehrmeistern Heinrichs typisiert. Habersaat hat „seine Kunst und seinen Schlendrian innerhalb vier Wänden erworben“ und besitzt als Unterrichtsmaterial nur Blätter „ohne Naturwahrheit“. Römer dagegen ist „in Italien und Frankreich gewesen“ und besitzt als Anschauungsmaterial Bilder, die „in jedem Striche“ beweisen, „dass sie vor der lebendigen Natur“ entstanden sind. Bestehen Habersaats Arbeiten „aus sogenannten Phantasiefarben, welche in der Natur nicht anzutreffen“ sind, so malt Römer nach dem Grundsatz, dass „die Natur vernünftig und zuverlässig“ sei. Wir wissen, Habersaat steht für Kellers ersten Lehrmeister Peter Steiger, Römer für den zweiten namens Rudolf Meyer. Es ist nun sehr reizvoll, zu diesen von Keller mit äusserster Präzision formulierten Geschehnissen die entsprechenden Bilder zu suchen, ihnen im Verband des Ganzen die sinnreiche Stelle zuzuweisen: der nach einer ihm wohl von Steiger hingehaltenen Vorlage gemalte „Staubbach“ ist eine gute Illustration jener „ohne Naturwahrheit“ gemachten Arbeiten, denn die Phantasiebäume sind auf Grund ihrer Blätter spielsweise nicht zu bestimmen; dagegen zeigen die nach Rudolf Meyer ausgeführten Bilder wirklich etwas von der „lebendigen Natur“. Nur etwa vier Monate dauerte der bezahlte Unterricht (so interpretiert

zutreffend Paul Schaffner, der berufene Kommentator, diese kurze, aber wichtige Epoche von Kellers erster deutlicher Schulung, wie sie auch, ins Typisierende gehoben, der grüne Heinrich erfährt), aber man sieht, wie der Eifer des Schülers, der sich endlich einmal unter sicherer Führung wusste, zu glücklichstem Gelingen führte und wie leicht es Meyer fiel, den „Schwindelhaber“ auszujäten und seinen Schüler zur Ehrfurcht vor der Natur zu erziehen. Das Schwanken zwischen „Spiritualismus“ und „Naturfrische“, zwischen Idealismus und Materialismus, um die alten Etiketten wieder einmal aufzukleben, aber bleibt, bis zur endgültigen Stabilisierung, noch lange sein (und auch Kellers) Lebensgesetz, so dass, trotz Meyers (Römers) Einfluss, die Saat Habersaats auch später wieder zu treiben beginnt — in München, wo dem grünen Heinrich, wie seinen beiden Malerfreunden, ein deutliches und zutreffendes Signet gegeben wird: Erikson ist der „Indifferentist“, der weder zur „Natur“ noch zum „Geist“ ein genügend intensives Verhältnis hat, um in dieser oder jener Weise ein grosses Werk schaffen zu können; Lys ist der „Realist“, der „am liebsten schöne Weiber nach der Natur“ malt; Heinrich aber ist der „Illusionist“, „ein gelehrter Komponist und Kopfmacher“, der „es vorzieht, eine ideale Natur fortwährend aus dem Kopfe zu erzeugen, anstatt sich die tägliche Nahrung aus der einfachen Wirklichkeit zu holen“. Zu diesen „ungeheuerlichen Schildereien“, die den Betrachtern als „gedachte Staffage“ erscheinen, haben wir in Schaffners Zusammenstellung wieder das optische Kongruens mit allem nötigen Kommentar: die bekannte Ossianische Landschaft nebst ihren Vorstudien. Selbst Details finden in der beziehungsreichen Fülle dieses Bilderbuches ihre Illustration, wie es bei der Beschreibung der Fall ist, wo die Leute der bauerlichen Welt auf die unnatürlichen Malereien des jungen „Phantasten“ als heilsames Korrektiv reagieren: „Gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft stellte mir der Oheim, um mich wieder auf eine reale Bahn zu leiten, die Aufgabe, seine Besetzung, Haus, Garten und Bäume, genau und bedächtig zu zeichnen und ein getreues Bild davon zu entwerfen. Die allereinfachsten Dinge am Hause selbst, sogar die Ziegel auf dem Dache, gaben mir nun wieder mehr zu schaffen als ich je gedacht hatte“; dieses Bild aber liegt vor uns in der „Partie von Glattfelden mit dem Scheuchzerhause“, wo wirklich die Ziegel auf dem Dache, die ihm so zu schaffen machten, deutlich und liebevoll gezeichnet zu sehen sind.

Auf diese Weise kann man von den Bildern, da sie nun alle zusammen überblickbar und vergleichbar sind, zu selbständigen, vergleichenden Studien verleitet werden, die noch — in bezug auf Keller und den „Grünen Heinrich“ — dadurch Erleichterung finden, dass die entsprechenden (auch hier zum Teil benützten) Stellen aus Briefen, Skizzenbüchern, Tagebuchaufzeichnungen und Werken den verschiedenen Abschnitten beigegeben sind, Abschnitten, die die Jugendjahre, die Malerjahre in München und Zürich, den Malerdilettanten in spätern Jahren, die Malerzeit in der Romandarstellung, die Malerei im Zeichen

der Doppelbegabung und den Jugendberuf Kellers in seinem Verhältnis zur Dichtung zeigen — alles mehr in essayhafter Kürze als in überanstrengter Ausführlichkeit; Neues ist ja, nach einem halben Jahrhundert Kellerforschung, nicht mehr viel zu sagen, Neues aber wohl noch zu gewinnen aus naher Zusammenstellung von Bild und Dichtung, wie es hier durch Paul Schaffner geschieht, und wie mit ein paar Hinweisen darzulegen versucht wurde.

Geben Kellers eigene Bilder die gemalte Autobiographie seines Wesens von innen her (eine genaue Ausdeutung der Bilder würde es erweisen), so vermitteln die Kellerbildnisse von Johann Müllers unbeholfener Porträtskizze des Achtzehnjährigen bis zu Kisslings Totenmaske seine Lebensgeschichte (in gelegentlichen Aspekten) von aussen. Es ist faszinierend und ergreifend, im Zeitraum von rund fünfzig Jahren die Wesentlichwerdung eines menschlichen Antlitzes verfolgen zu können. Ein Physiognomiker könnte anhand dieser Gemälde, Zeichnungen und Photographien eine vielfältige Psychologie vermitteln, denn jeder Porträtist zeigt ein anderes Kellerbild: Stauffer das exakteste und bei allem Naturalismus vielleicht doch das geistigste, Böcklin das wirklichkeitsfernste, schon typisierende des uns irdischen Verhältnissen Herausgehobenen, Hitz ein mehr repräsentatives, dem die spätere, aus genau gleicher Position aufgenommene Photographie fast überlegen ist, Buchser wohl das äusserlich freieste, aber innerlich differenzierteste.

Zu der siebenbändigen Atlantis-Ausgabe Kellers ist dieser anregende und erregende Bildband mit seinen von Martin Hürlimann mit gewohnter Meisterschaft neu besorgten Reproduktionen die schönste und sinnvolle Ergänzung.

**Hans Schumacher.**

## **Die psychischen Folgen der unehelichen Mutterschaft**

Am 1. Januar 1942 ist das neue schweizerische Strafgesetzbuch in Kraft getreten. Die Vorarbeiten wurden vor nahezu fünfzig Jahren aufgenommen; grosse Schwierigkeiten waren zu überwinden, bis es in der Volksabstimmung vom 3. Juli 1938 angenommen wurde. Es gibt nur wenige Gesetze, deren Entstehungsgeschichte uns die weit auseinanderliegenden Einstellungen der Menschen und Parteien zu grundsätzlichen lebens- und weltanschaulichen Fragen so eindrücklich vor Augen zu führen vermögen, wie gerade das Strafgesetz. Besonders die Abtreibung wühlte die Geister auf. Einige Male schien das ganze Gesetzeswerk sogar an den Abtreibungsartikeln zu scheitern. Wer einmal in den Materialien des neuen Gesetzes, etwa in den Protokollen des National- oder Ständerates geblättert hat, der wird sich gerade auch bei diesem schwierigen Problem dankbar des von staatsmännischer Einsicht getragenen Wirkens des ehemaligen Vorstehers des eidgenössischen Justizdepartementes, Herrn Bundesrat Heinz Häberlin,

erinnern. Die Komunisten hätten das Abtreibungsverbot am liebsten gestrichen; die Katholiken dagegen lehnten die Schwangerschaftsunterbrechung grundsätzlich ab und wollten auch keinerlei Ausnahmen zulassen. Dies waren nur die extremsten Standpunkte. Daneben wurden in den Expertenkommissionen, den Kommissionen des Parlamentes und in den Räten selber viele Einzelfragen diskutiert; erwähnt seien nur die wichtigsten: die sogenannte kriminelle, soziale und eugenische Indikation. Umsomehr dürfen wir uns freuen, dass in den Artikeln 118/121 und 217/18 eine sowohl vom menschlichen als auch vom staatspolitischen Standpunkt aus so massvolle Lösung zustande gekommen ist.

Nach Absatz 1 des Art. 120 des neuen schweizerischen Strafgesetzbuches wird die Schwangerschaftsunterbrechung erlaubt, „um eine nicht anders abwendbare Lebensgefahr oder grosse Gefahr dauernden schweren Schadens an der Gesundheit von der Schwangeren abzuwenden“. Der Eingriff muss von einem patentierten Arzte vorgenommen werden, der vorher die schriftliche Zustimmung der Schwangeren und das Gutachten eines zweiten patentierten Arztes einholen muss. Wie aus den Materialien zu dem Art. 120 hervorgeht, ist unter Gesundheit nicht nur die körperliche, sondern auch die psychische Gesundheit zu verstehen. Gibt es heute allgemeingültige Massstäbe, um die Gefahr eines dauernden schweren Schadens an der psychischen Gesundheit der Schwangeren so rechtzeitig zu erkennen, dass die Schwangerschaftsunterbrechung vorgenommen werden kann? Dr. med. Hans Binder, Professor für Psychiatrie an der Universität Basel und seit kurzem Direktor der Heilanstalt Rheinau, hat im Verlag Hans Huber, Bern das Ergebnis einer grundlegenden Untersuchung über die psychischen Folgen der unehelichen Mutterschaft veröffentlicht unter dem Titel: „Die uneheliche Mutterschaft. Ihre psychischen, psychiatrischen, sozialen und rechtlichen Probleme. Für Aerzte, Juristen und Fürsorgebeamte.“ Der Verfasser hat während vier Jahren von den 3000 Fällen unehelicher Mütter, mit welchen sich die Amtsvormundschaft Basel seit ihrer Gründung im Jahre 1912, dem Jahre des Inkrafttretens des schweizerischen Zivilgesetzbuches, zu befassen hatte, 350 Fälle eingehend untersucht und gleichzeitig 1580 Geschwister und 685 Eltern der unehelichen Mütter in den Kreis seiner Forschungsarbeit einbezogen.

Nach Darlegung der erblichen Belastung der untersuchten Frauen und ihrer Verwandten werden die persönlichen und sozialen Verhältnisse eingehend geschildert. Dabei gliedert der Verfasser das Leben der unehelichen Mütter sinngemäss in drei grossen Gruppen: die Zeit bis zur Schwängerung, von der Schwängerung bis zur Geburt und von der Geburt an. Aus der Fülle der geprüften und fesselnd durchleuchteten Probleme können wir nur auf einige wenige hinweisen: Im ersten Unterabschnitt, der Zeit bis zur unehelichen Schwängerung, werden die wirtschaftliche Lage der Eltern, ihre Beziehungen zuein-

ander, das Verhältnis der Eltern zu den Kindern, insbesondere was Liebe und Erziehung anbetrifft, und die mannigfachen Ursachen der Zerrüttung der Familie behandelt. Der zweite Unterabschnitt legt die erbliche Belastung der Kindsväter und ihre soziale Lage dar; der Verfasser erforscht, warum eine Heirat in den meisten Fällen zwischen Kindsmutter und Schwängerer nicht möglich ist, und gibt wertvolle Aufschlüsse über die Stellungnahme der unehelichen Schwangeren zu ihrer Umwelt, die gerade in dieser Lebensperiode besonders wichtig ist, weil aus biologischen Gründen bei den werdenden Müttern gegen das Ende der Schwangerschaft eine tiefgreifende Umstellung erfolgt. Im dritten Unterabschnitt entrollt sich ein düsteres Bild von der Verantwortungslosigkeit der meisten Kindsväter, von den Schwierigkeiten, welche sich ergeben, je nachdem ob die Mutter mit dem Kinde allein oder bei Verwandten wohnt, ob sie den Kindsvater oder einen anderen Mann heiratet. Ueber das Zusammenleben der unehelichen Mutter mit ihrem Kinde scheinen in Fürsorgekreisen oft sehr optimistische Ansichten zu herrschen, die durch die Untersuchungen Dr. Binders keineswegs bestätigt werden.

Im letzten grossen Abschnitt äussert sich Dr. Binder zur Eugenik zur Sexualpädagogik und zu den bestehenden Fürsorgeeinrichtungen. Die praktischen Vorschläge für den Ausbau der Fürsorgemassnahmen werden insbesondere die katholischen Kreise interessieren müssen, die aus dogmatischen Gründen und gestützt auf den Canon 2350 des Codex Iuris Canonici die Schwangerschaftsunterbrechung ablehnen. Dr. Binder regt im weiteren eine grundsätzliche Aenderung der Art. 314/5 des schweizerischen Zivilgesetzbuches über die exceptio plurium und den unzüchtigen Lebenswandel der unehelichen Mutter an. Er greift für den Art. 314 auf den ursprünglichen Vorschlag Eugen Hubers, des Redaktors unseres Zivilgesetzbuches zurück, wonach bei Mehrverkehr der Beistand der unehelichen Mutter einen der in Frage kommenden Konkubenten zur Zahlung der Alimente bestimmen kann, dem seinerseits ein Regressrecht gegen die anderen Konkubenten zustehen würde. Die Lösung dieses alten Rechtsproblems ist in der neueren juristischen Literatur, auch anderer Länder, wieder viel erörtert worden. So viele juristische und grundsätzliche Bedenken auch gegen den Vorschlag Dr. Binders sprechen mögen, menschlich hat er jedenfalls viel für sich.

Am Schlusse seines Buches legt der Verfasser eingehend die Richtlinien dar, deren Ausarbeitung zur Untersuchung Anlass gegeben hat: Wann auf Grund des Art. 120 des neuen Strafgesetzes eine straflose Schwangerschaftsunterbrechung im Hinblick auf den zu erwartenden dauernden schweren Schaden an der psychischen Gesundheit der Schwangeren vorgenommen werden darf? Er kommt zum überraschenden Ergebnis, dass nur in 7% der Fälle mit einer solchen dauernden schweren Gesundheitsschädigung aus psychischen Gründen gerechnet werden muss, was immerhin bei rund 2700 unehelichen Graviden im

Jahr 190 Schwangerschaftsunterbrechungen in der Schweiz rechtfertigen würde. Die Unterscheidung, welche dabei Dr. Binder zwischen erheblichen und schweren Konflikten zieht, kommt einem im ersten Moment sehr hart vor. Ein erheblicher Konflikt liegt dann vor, wenn einzelne Lebensrichtungen der unehelichen Mutter alteriert sind, ein schwerer Konflikt nur dann, wenn alle positiven Grundhaltungen erschüttert sind und die uneheliche Mutter nirgends mehr Halt hat. Nur in diesem letzten Falle, und auch dann nur, wenn sie sich bereits vor der unehelichen Schwängerung schon einmal in einer abnormen psychischen Verfassung bestimmter Art befunden hat, liegt nach der Auffassung von Dr. Binder ein gesetzlicher Grund zur Schwangerschaftsunterbrechung vor. Im Ziehen der Grenzen liegt für den Gesetzgeber und für diejenigen, denen die Verantwortung für die Gesetzesauslegung und -anwendung überbunden ist, immer eine tiefe Problematik. Sie wird hier dadurch stark gemildert, dass nicht bloss die Interessen der unehelichen Mutter und des Staates einander gegenüberstehen. Es handelt sich vielmehr darum, neues Leben, das keimende Leben zu schützen. Mit Nachdruck weist Dr. Binder auch auf den weitverbreiteten, schon im Altertum bestehenden Irrtum hin, dass die Frucht in den ersten Monaten oder Wochen noch kein eigenes Lebewesen sei.

Das packende Buch ist ganz vom Empirischen her geschrieben. Es rechnet nüchtern mit der Realität des Lebens. Man mag vielleicht die rein empirische Begründung besonders da bedauern, wo der Verfasser das grundsätzliche Verbot der Schwangerschaftsunterbrechung vom Standpunkt des Staates aus verteidigt. Aber gerade hierüber ist schon so Vieles und so Widersprüchliches geschrieben worden, dass man Dr. Binder dankbar ist, wenn er in schlichter Weise auf das Leben abstellt. Obwohl sich der Verfasser nie auf eigene religiöse oder metaphysische Begründung seines Standpunktes einlässt, so spürt man doch, wie tief er der neueren Philosophie verpflichtet ist. **Max Roth.**

## **Sprachgut der Schweiz**

### **Hefte für den Deutschunterricht**

Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich

Der grossgedruckte Titel „Sprachgut der Schweiz“ spricht uns wohl zuerst an; hierauf reizt die saubere, ansprechende Aufmachung der Bändchen, und zuletzt lesen wir noch den Untertitel „Hefte für den Deutschunterricht“. — „Sprachgut der Schweiz“, das lässt heute aufhorchen. Wir besinnen uns auf unsere Herkunft, auf die Leistungen der Väter; wir fassen die Aeusserungen des Schweizergeistes von gestern und heute kritischer, traditionsbewusster auf, als ein Jahrhundert

lang üblich war; Stolz und Sorge melden sich. Dieser Titel schliesst somit eine grosse Verantwortung ein, doch die Herausgeber tun ihr volle Genüge. Wer die Reihe überblickt und im einzelnen Heft die ausgewählten Stücke liest, der ist sowohl als Laie wie als Kenner vom Reichtum, von der weitverzweigten Fülle unseres deutsch-schweizerischen Schrifttums überrascht und beglückt und damit auch schon darauf gespannt, wie nach der Meinung der Mitarbeiter diese Stoffe im Unterricht zu verwenden seien.

Das Schrifttum des täglichen Gebrauchs, der beruflichen Anforderung an den Gelehrten, den Forscher, Reisenden, Ingenieur, Staatsmann, das ist hervorgesucht und ausgebreitet worden, und so darf der Schüler und der Erwachsene an diesen Beispielen sehen, wie in der Praxis eine sachliche Mitteilung anständig geschrieben werden kann. — Aus der vornehmen Reihe der ausgewählten Autoren nur einige Namen, die zugleich dartun sollen, wie die heutigen neben den altbewährten einen gewichtigen und respektablen Teil der Nummern gestellt haben. Fritz Zschokke berichtet über den Flug der Tiere, der erstaunliche Hermann Christ über den alten Bauerngarten, über Wasser, Wind und Wetter; Albert Heim, Carl Schröter, Emil Bächler behandeln neben den Klassikern Oswald Heer und Friedrich von Tschudi Themen der Alpenwelt; Jakob Burckhardt, Carl J. Burckhardt, A. Ph. v. Segesser, Walter Muschg und Fritz Ernst stehen neben J. V. Widmann, Carl Spitteler, Maria Waser, Adolf Frei, Eduard Korrodi und Gotthard Jedlicka; und von Staatsmännern seien erwähnt General Dufour, Paul Cérésole, Eduard Blumer, Giuseppe Motta, Philipp Etter. — Da vernünftigerweise nicht das Dichterwort der Weihe und prophetischen Vision dem Tätigen als stilistisches Vorbild vorgesetzt werden kann, sondern ehrlicher Weise nur die Gebrauchsprosa, so sind die Antworten auf die Frage, was der Mensch der Praxis zu schreiben habe, zugleich die Titel der einzelnen Hefte, also: Briefe, Reden, Urteile, Sachbeschreibung, Reisebericht; besonders stilistischen Schwierigkeiten dienen die Muster in den Heften Biographie, Autobiographie, Menschliche Gestalt, Naturereignis, Landschaft, Kunstwerk, Feste und Spiele. — Prüft man die einzelnen Hefte genauer, so darf festgestellt werden, dass aus breiten Vorräten sorgfältig ausgewählt worden ist, und zwar sowohl straff im Hinblick auf das rein stoffliche Thema als auch anregend für die Absicht der stilistischen Belehrung. Wir finden z. B. in den Reden den berühmten Armeebefehl Dufours und die Rede an seinem Grab von Paul Cérésole; in der Sachbeschreibung die wissenschaftliche Abhandlung über den Flug der Tiere und anschliessend den Hochzeitreigen im Reich des Aars; im Naturereignis über die gleiche Wassernot im Emmental von 1837 den einfachen sachlichen Bericht des Bauern Haldemann wie die gewaltige, mythische Darstellung Gotthelfs; in der Biographie wird aus verschollener Brockhausauflage der köstliche kurze Lebens- und Wirkensabriss Lessings vom jungen Jakob Burckhardt wieder ans Licht gezogen — eine feine Bereicherung unserer Schau des grossen Lehrers deutscher Humanität. — Knappe, treffende Anmerkungen dienen dem sachlichen Verständnis und weisen mit biographischen Daten auf die Autoren hin,

sodass zusammen mit den Quellenangaben ein anschaulicher, immer Gutes, oft Klassisches aufzeigender, reichhaltiger Hinweis auf unser Schrifttum wie nebenbei geboten und dieses in vielen Fällen neu dem Leben zurückgeschenkt wird. So darf denn zunächst jeder an den Realien dieser Welt und insbesondere unseres Landes Interessierte nach den Bändchen greifen; er wird sie mit Genuss lesen, gleichsam als ein sachliches prosaisches Gegenstück zu den „Guten Schriften.“

Für die Schule aber wollen die Hefte nicht nur Lektürestoff bieten, sondern vornehmlich auch der stilistischen Belehrung dienen. Man kennt jene umfänglichen Bücher über Stilistik, die einem, indem sie ein mächtiges System aller antiken und neuzeitlichen Stilfiguren ausbreiten, mit ihren scharfen Definitionen erschrecken und vor der Klasse leicht hoffnungslos stimmen, weil sie den Unterricht zum Diktat mit „Beispielen“ degradieren können. Wie anders fordern diese Hefte Lehrer und Schüler zu eigenem Schaffen auf! Hier ist das Leben! Hier sind Aufsätze, die sämtlich ihre Feuerprobe bestanden haben, die im klaren Sinne muster-gültig sind. Da kann der Schüler die Disposition nachzeichnen, die Wortwahl beobachten und abwägen, vermag durch Vergleiche ähnlicher Stücke einzusehen, wie der genau erfasste Zweck immer eine einmalige, individuelle und das heisst eben lebendige Mitteilung geradezu erzwingt. Hat der Schüler so verschiedene Einsichten erarbeitet, dann wird die Klasse eines Tages jenes Minimum an Theorie lesen und aufnehmen, welches in jedem Heft die Erfordernisse der betreffenden stilistischen Aufgabe z. B. des Reiseberichts, der Biographie usw. entwickelt. Es sind da Bemerkungen geboten, die in ihrer Gänze eine beste kurze Stilkunde der innern Formen ergeben.

Im Vorstehenden sind erst die Hefte der Abteilung A des verdienstlichen Versuchs charakterisiert. Es sind die Bändchen, die vor allem der Spracherziehung dienen wollen. Ihr Herausgeber, Dr. C. Helbling, Zürich, hat die rechten Mitarbeiter unter den Lehrern der Mittelschule gewonnen und durch die klare Stellung der Themen und die Ueberwachung der Textgestaltung das Hauptverdienst am Gelingen des ebenso schönen wie nützlichen Unternehmens.

Die Hefte der Abteilung B führen zu Werken und Schöpfern, Stoffen und Formen, Gestalten und Problemen unserer Dichtung. Der Zürichsee, Die Schweiz in Goethes Leben und Werk, Pestalozzi, St. Galler Klosterdichtung, Johannes von Müller, Neuere Schweizer Lyrik erscheinen in einer ersten, vielversprechenden Serie. — Eine dritte Abteilung C, wie die Abteilung B von Dr. L. Signer ebenfalls sorgfältig betreut, vermittelt in Einzelausgaben und Auswahlbändchen Dichtungen der deutschen und in Uebersetzungen Werke fremder Literaturen, die für den Unterricht an schweizerischen Mittelschulen in Betracht kommen. Bisher ist erschienen Calderon, Welttheater. Einsiedler Fassung. Herausgegeben von Rafael Häne.

Zusammenfassend darf gesagt werden, dass dem mutigen und die Ausstattung so vornehm schenkenden Verlag wie den umsichtigen Heraus-

gebern und ihren Mitarbeitern, die dermassen lebendige Spracherziehung fordern und fördern, aufrichtig zu danken ist von allen, denen Sprachkultur ein wesentlicher Teil menschlicher Bildung bedeutet. Die Schule und jeder geistig Interessierte können sich an dieser reichen Quelle unseres Sprachgutes restlos freuen.

Ernst Hirt.

---

**Bezugsbedingungen:**

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— (+ Porto Fr. 1.—)  
für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.  
Erscheint jeweilen Mitte des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier  
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8  
Tel. 4 58 55, Postcheckkonto VIII 6031  
Inseratenverwaltung Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 4 58 55  
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60  
*Printed in Switzerland*

---

**SUISSE CONTEMPORAINE**

*Lausanne - Dir. René Bovard - 2me Année no. 9 - Prix d'abonnement Fr. 12.—*

**Numéro de septembre:**

W. VON DER STEINEN, Génies d'un autre Monde / Marc  
CHAPIRO, L'Enfantement de l'Idee / Em. BUENZOD, Condition  
du Prisonnier / R. NORMAND, Réflexions de Prisonniers de  
Guerre / Charles AUTRAND, Poème / Alfred BOREL, La Re-  
vanche de la Liberté / Gabrielle FAUCHIER, Deux Poèmes

**SVIZZERA ITALIANA** *Rivista mensile di Cultura*

*Locarno - Dir. Guido Calgari - Anno II No. 10 - Abon. annuo Fr. 12.—*

**Numero di Settembre:**

A. JANNER, Le novelle del pessimismo pirandelliano / A. M.  
ZENDRALLI, Un precursore: T. M. de Bassus / Adolfo JENNI,  
Domenica notte / Aldo BASSETTI, I Leponti / Fr. BERTOLIATTI,  
Le quattro fasi di M. de Staël (II)